

Martin Gross
**Ein Winter
in Jakuschevsk**



Roman

Martin Gross
Ein Winter in Jakushevsk

Roman



1. Auflage
© Copyright 2022 by
Verlag *Sol et Chant*, Letschin
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Umschlaggestaltung:
Verlag *Sol et Chant*
Coverfoto: © Martin Gross
Foto Umschlagklappe: Martin Gross (© Ulrich Niehoff)
Hergestellt in Polen
Druck: Sowa Sp. z o.o., Piaseczno
Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft

ISBN 978-3-949333-11-8

www.sol-et-chant.de

Personenverzeichnis

Das Verzeichnis benennt die Personen mit Vor- bzw. Nachnamen, je nachdem wie sie im Text genannt sind. Verzeichnet werde nur Personen, die mehrfach auftauchen.

- Alina:** Tochter von Anna, wohnt im selben Haus wie ich, Freundin von Lara
- Andrej:** Geophysiker, arbeitet an Probebohrungen im Öl-Gebiet von Gubkinski
- Anna:** Mutter von Alina, wohnt im selben Haus wie ich. Einladungen zum Abendessen
- Beker, Dr.:** Russlanddeutscher, lebte bis 1989 in Jakuschevsk, Initiator einer Städtepartnerschaft
- Christian:** ein alter Freund, während des Aufenthalts mein Briefpartner
- Dilja:** eigentlich Dilyara, Studentin im Fach Deutsch
- Elena Ivanovna:** Dozentin am Institut für Deutsche Sprache
- Ermakov:** einer der Vize-Bürgermeister von Jakuschevsk, Kontaktperson von Dr. Beker
- Gulnara:** Diljas Schwester
- Karin:** meine Kollegin, während des Aufenthalts meine Briefpartnerin
- Kusnezova:** Mitarbeiterin der Stadtverwaltung, Führungen durch Kirche, Museum, Glasfabrik
- Lara:** Freundin von Irina, arbeitet für einen lokalen TV-Sender
- Marat:** Diljas Bruder
- Margarita:** älteste Dozentin am Institut für Deutsche Sprache
- Mikitin, Prof.:** Jurist, Befürworter eines Austauschprogramms für Studenten
- Mischa:** arbeitet in der Stadtverwaltung, gemeinsame Skitouren, Schwimmbad und Russisch-Kurs

- Natalja:** Dozentin am Institut für Deutsche Sprache, meine Vermieterin, Saschas Ehefrau
- Olga:** Leiterin des Instituts für Deutsche Sprache, meine Ansprechpartnerin an der Uni
- Orlov, Dr.:** Biologe, interessiert an Bodenproben
- Pavel:** Freund von Mischa, arbeitete bei der Polizei, jetzt bei einer Security-Firma
- Sascha:** Ehemann von Natalja, Mathematik-Lehrer
- Schischkin, Dr.:** Leiter des Auslandsamtes der Universität Jakuschevsk
- Svetlana:** jüngste Dozentin am Institut für Deutsche Sprache
- Tanja:** Deutsch-Studentin, Eltern leiten eine Reha-Klinik
- Tippach, Dr.:** Völkerrechtler, interessiert an einem Austauschprogramm mit der Uni Jakuschevsk
- Tschitschevskaja:** Leiterin des Instituts für Pädagogik, Kontaktstelle für Straßenkinder
- Wassili:** Ex-Ehemann von Anna, Vater von Alina
- Woronzov, Prof.:** Vize-Rektor für Lehre und internationale Beziehungen

Der folgende Roman erzählt von Russlands Krisenjahr 1998. Bis vor kurzem war dies noch ein Bericht aus Friedenszeiten. Inzwischen ist daraus die Vorgeschichte eines Krieges geworden und vieles, was ich vor 24 Jahren recht unbekümmert notiert habe, liest sich auf einen Schlag verhängnisvoll.

Zu Beginn meiner Arbeit in Russland war ich noch ziemlich optimistisch. Ich dachte, nach dem Scheitern des Sozialismus werde es in Richtung Freiheit gehen: freie Menschen, freier Markt, demokratisch und sozial. – Schöne Idee, aber leider nicht ganz korrekt. Ja, es stimmt, das Scheitern des Sozialismus hat ungeahnte Kräfte freigesetzt, aber eher unsympathische: die neuen Oligarchen und die alten Seilschaften und, ach ja, auch die Profitjäger aus dem Westen.

Seit 1998 habe ich den Alltag einer desillusionierten Bevölkerung miterlebt: sich durchbeißen, Notlösungen organisieren, Kränkungen einstecken, Ansprüche reduzieren. Ein Volk zwischen Verzweiflung und Galgenhumor, Offenheit und Argwohn. Das Krisenjahr 1998 war zugleich ein Wendejahr: der Punkt an dem Russlands Abwendung vom Westen begonnen hat. Wenn ich mich an diese Zeit erinnere, sehe ich mich etwas naiv zwischen den Konfliktlinien von Ost und West umherstolpern. Aber ich sehe auch ein paar Freundschaften entstehen, die seither trotz aller Konflikte und Kriege nicht zerbrochen sind. Aus alledem ist der hier vorliegende Roman entstanden. Personen habe ich anonymisiert, Szenen aus verschiedenen Städten in die fiktive Stadt „Jakuschevsk“ verlegt und einen ursprünglich längeren Zeitraum auf den Winter 98/99 verkürzt.

Martin Gross, 29. März 2022

Auch heute, nachdem alles schon lange zurückliegt, werde ich noch manchmal gefragt, warum ich Ende der 90er Jahre nach Russland gegangen bin. – Es lag an der Aufbruchsstimmung der damaligen Zeit: Mit russischen Kollegen zusammenarbeiten, Partnerschaften entwickeln, „das gemeinsame europäische Haus bauen.“ So hieß es damals. Europa und Russland, Freundschaft und Demokratie. Eine schöne Idee und eine große Mission. Aber längst zeichnet sich ab: Das europäische Haus wird eine Bauruine bleiben. Die Aufbruchsstimmung ist verfliegen, und ich kann nur erzählen, wie es dazu kam und wie es vielleicht anders hätte kommen können.

Ich war damals Mitte vierzig, Dozent der Literaturwissenschaft, lesehungrig, aber nicht sonderlich gesellig. Alles in allem ein relativ zufriedener Mensch in relativ sicheren Lebensumständen. Dann aber, im März 1998, ließ mein Rektorat anfragen, ob ich gegebenenfalls bereit wäre, als Gastdozent nach Jakuschevsk zu gehen, irgendwo in Sibirien. Es werde jemand gesucht, der im Rahmen einer Städtepartnerschaft an der dortigen Universität ein Gastsemester abhalten könnte, das heißt: vor allem Deutsch-Kurse geben und nebenbei vielleicht auch ein paar Kontakte in andere Fakultäten knüpfen für spätere Projekte. Ich sei doch ein unternehmungslustiger Mensch. Im Prinzip also genau die richtige Person.

Ein „unternehmungslustiger“ Mensch bin ich weiß Gott nie gewesen, eher jemand, der sich treiben ließ. Also warum nicht auch nach Russland? Selbst wenn es hinter den Ural ging, in eine ganz unbekannte Stadt. Die Reaktion meiner Freunde war dann allerdings recht heftig. Einige sagten, ich sei ja wohl verrückt. „Denk doch mal: Russland steckt mitten in der Krise! Der Sozialismus ist gescheitert, die Wirtschaft liegt am Boden, der ganze Staat löst sich auf. Korruption, Bankrott, Mord und Totschlag.“ Andere meinten, das klinge doch spannend, „raus aus der Literatur, rein in ein reales Drama. Schau dir mal an, wie die Leute damit zurechtkommen. Also jetzt bloß nicht ängstlich werden.“

Kurze Zeit später das Treffen mit dem Initiator der Städtepartnerschaft, Dr. Beker, Abteilungsleiter in der Stadtverwaltung und Russland-

deutscher. „Sie hören noch den deutschen Namen“, sagte er bei der Begrüßung. „Irgendein Urgroßvater hieß ‚Bäcker‘ und ist irgendwann nach Russland ausgewandert.“

Bis 1989 hatte Beker in Jakushevsk gelebt, war dann nach Deutschland gekommen und eifriger Befürworter einer Partnerschaft mit seiner Heimatstadt geworden. Er legte ein paar Fotos auf den Tisch, Bilder von einer sommerlichen Einkaufsstraße, einem bunten Freizeitpark, vergnügten Leuten, „eigentlich eine schöne Stadt. Außerdem: Größe und Wirtschaftsstruktur könnten zu uns passen: etwa 200 000 Einwohner, Maschinenbau, momentan allerdings in der Krise.“

Er wisse natürlich, dass Russland derzeit kein beliebtes Reiseziel sei. Aber das Land werde sich erholen und wird ein zentraler Partner einer neuen europäischen Friedensordnung. Städtepartnerschaften seien dafür ein gutes Fundament: also gemeinsame Aktivitäten von Sportvereinen, Schulklassen und nicht zuletzt von Universitäten. „Wir werden die Gräben der Vergangenheit überwinden.“ Das war Dr. Beker: etwa mein Alter, schlank, souveränes Auftreten und eine strategische Weitsicht.

Nach kurzer Pause fügte er noch hinzu, er selbst werde mich, falls ich denn zustimme, eine Woche lang begleiten und für mein Wohlergehen sorgen: ein Hotel in der Stadtmitte, eine persönliche Betreuung durch deutschsprachige Dozenten und Freiraum für individuelle Reisewünsche. Ich möchte vielleicht die Wolga sehen, den Baikalsee oder den Altai. Angesichts einer so nachdrücklichen Einladung und einer so weltpolitischen Verantwortung konnte ich nur sagen: „Ja, gut, warum eigentlich nicht.“

Was folgte, waren ein Russisch-Kurs, ein paar Termine mit unserem Auslandsamt und einige Email-Kontakte mit einer Olga Smirnova, Leiterin des dortigen Instituts für Deutsche Sprache. Geplante Aufenthaltszeit: ursprünglich September bis Weihnachten 1998, aus technischen Gründen verschoben auf November 1998 bis April 1999.

—

Es war Sonntag, 8. November 1998, als Beker und ich spät-abends in Jakushevsk ankamen. Die Maschine war weitgehend leer gewesen, und auch der Flughafen wirkte unbelebt und viel zu groß. Es schien eine weite Fabrikhalle zu sein, in der uns eine späte Delegation empfing.

Auch die Funktion anderer Gebäudeteile war nicht zu erkennen, sie waren dunkel, weitläufig, schattenhaft.

Es folgte eine nächtliche Fahrt im Schneetreiben. Eine vierspurige Magistrale führte durch spärlich beleuchtete Vororte. Die Plätze und Straßen waren sehr breit, dennoch nicht prächtig, sondern beschädigt, geschunden, sowohl die Straßen als auch die Wohnblöcke. Im Scheinwerferlicht zeigten sich ramponierte Häuser, fleckige Fassaden, Schnee und Schrott am Straßenrand: Autowracks, verrostete Container, Bauschutt, alles von Eiskrusten überzogen. Und zwischen den Gebäuden hing ein Gewirr von Antennenkabeln.

Andererseits auch wohltuend: so wenig Reklame, so wenig Pomp und Protz. Und wenig Verkehr. Die Autos kurvten um Schlaglöcher herum, insofern wurde dann doch die ganze vierspurige Straßenbreite genutzt.

Auch in der Innenstadt eine trübe Beleuchtung. Die Wohnblöcke rückten enger zusammen, im Schneetreiben waren nur unbestimmte Fassaden zu sehen, auch keine Passanten, falls um diese Zeit noch jemand unterwegs war.

Beker, der neben mir auf der Rückbank saß, beugte sich nach vorn, sah aufs Armaturenbrett und die Temperaturanzeige: „Minus 4 Grad, ist ein bisschen früh für Anfang November.“ Dann deutete er nach rechts und links. Das hier sei übrigens ein Sportzentrum gewesen, war aber schon damals ein alter Kasten, und dort vorne komme jetzt gleich die Uni. Beker hatte dort Jura studiert, ich würde sie in den nächsten Tagen ja kennenlernen.

Wann er zuletzt hier war? Vor zwei Jahren. Damals kam er noch als Besucher, „aber jetzt ist alles anders, ganz offiziell, wird eine spannende Sache.“ Er redete und redete, aber ich war erschlagen von der langen Reise und der Tristesse dieser Stadt.

Ankunft im Hotel: ein kleines Foyer, dahinter eine Rezeption oder eher eine Pförtner-Loge mit einem Drehkreuz. Alles war ziemlich einfach, aber frisch renoviert. Dann saß ich in meinem Zimmer: angenehm ruhig, schlichte Möblierung, frisch gestrichene Wände; es roch nach Farbe. Ein kleines Seitenfenster stand einen Spalt breit offen – trotz der Minustemperaturen. Aber die Heizung war ohnehin viel zu warm und ließ sich nicht regulieren. Es war mir egal, ich wollte nur schlafen.

–

9. November. Heutiger Rubelkurs: 1 DM* = 9,6 Rubel.

Den Kurs habe ich in den letzten Monaten verfolgt:

Mai 1998: 1 DM = 3,4 Rubel;

September 1998: 1 DM = 7,5 Rubel;

Heute nun also: 1 DM = 9,6 Rubel.

In anderen Worten: Der Rubel hat in den letzten Monaten zwei Drittel an Wert verloren.

—

Vormittags eine Stadtrundfahrt. Weiterhin der Eindruck großer Tristesse. Andererseits ist von einer Krise oder gar einem Zusammenbruch nichts zu erkennen, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. In den Betrieben brennt Licht. An den Haltestellen warten Leute, und in den Schulhöfen tummeln sich Kinder. Alles ziemlich normal. Die Arbeiter arbeiten, die Lehrer unterrichten, die Busfahrer befördern Menschen. Wie man hört, haben sie seit Monaten kein Gehalt bekommen, trotzdem gehen sie offenbar noch alle ihrer Arbeit nach.

Dann ein weiter Platz: eine Reihe schneebedeckter Bänke, ein Fahnenmast, alles leer und windig. Die wenigen Leute, die den Platz überqueren, wirken sehr vereinzelt. Aber es muss einmal viel Leben gegeben haben auf diesen Plätzen. Vielleicht ist im Sommer ja alles wieder ganz anders.

Um 11 Uhr der Empfang im Rathaus. Unterwegs weist Beker noch einmal darauf hin, dass eine Städtepartnerschaft bisher nur geplant, nicht aber besiegelt ist. Mein Aufenthalt ist also tatsächlich ein allererster Schritt, („eine Pionieraktion“). Da stehe ich dann in einem Empfangssaal, und alles geht sehr schnell: ein paar Grußworte des Vizebürgermeisters, eine kurze Antwort von Beker, dann die Vorstellung der anwesenden Personen, Händeschütteln, Visitenkarte, „spasibo“ – das habe ich gelernt: „danke“.

Unter den Personen, die mir vorgestellt werden, ist auch Olga Smirnova, die Leiterin des Deutsch-Instituts, mit der ich bisher in Kontakt stand: Sie ist kleiner und resoluter, als ich sie mir vorgestellt habe: pechschwarze, straff gebundene Haare, sehr offizielles Gesicht. Es folgt eine steife Begrüßung, dann doch noch ein Lächeln. Ab Freitag, wenn Beker zurückreist, wird sie meine Ansprechpartnerin sein. „Wir sind ein kleines Institut, acht Dozentinnen, 75 Studenten, das heißt: eigentlich nur Studentinnen, nur drei Jungs sind darunter.“

* Bei der Euro-Einführung 2002 entsprach eine DM = 0,51 €.

Beker bespricht unterdessen das Besuchsprogramm der nächsten Tage: Man wird uns zunächst die Stadt zeigen, ein Museum, einen Betrieb, einen Sportverein. Ich bin mit allem einverstanden, hoffe nur, dass dieser Empfang schnell zu Ende geht. Es ist sehr warm im Raum, meine verschwitzten Handflächen bleiben am Kunststoffbezug der Stühle haften.

Der restliche Tag vergeht sehr schnell. Die Termine sind viel zu knapp kalkuliert, alles soll uns gezeigt werden, alles wirkt überstürzt und atemlos. Wo auch immer wir auftauchen, steht ein Spalier von Leuten vor der Tür: vor einer Schule, einem Musikverein. Ständig organisiert oder telefoniert ein Mitarbeiter, sieht auf die Uhr, versucht den Weg freizuhalten. Und überall noch schnell ein Gruppenfoto: Da stehe ich zwischen Feuerwehrleuten und ihren Einsatzfahrzeugen und später zwischen Eishockeyspielern (immerhin zweite russische Liga). Ein Gespräch ergibt sich an diesem Tag kein einziges Mal. Alles schnurrt zusammen auf ein paar Informationen.

–

Abends ein kurzer Anruf zuhause. „Bin gut angekommen, alles in Ordnung. Keine Probleme. Es ist nur schwierig, regelmäßig anzurufen, ist sehr umständlich, muss erst angemeldet werden. Und bei euch? Alle gesund?“ So reden wir eine Weile. Fazit: Mama geht es gut, Papa hat Kreislaufprobleme, Onkel Werner hat einen kleinen Unfall gehabt („bisschen Blechschaden“).

Dann lädt Beker mich auf ein Bier in sein Zimmer und gibt sich optimistisch, das Interesse an einer Städtepartnerschaft ist hier doch wirklich sehr groß. „Daraus lässt sich was machen.“ Oder wie ich das sehe? Wie war das denn in meinen bisherigen Projekten? – „Na ja, das waren nur kleine Projekte mit einem Uni-Partner in Frankreich und einem in Holland.“

„Ach so“, sagt Beker etwas enttäuscht. Aber übrigens noch ein kleiner Tipp: Ich solle bei diesen Terminen nicht herumstehen wie ein Tourist, sondern etwas offizieller. Heute beim Empfang im Rathaus hätte ich ruhig auch ein Grußwort sprechen können. Es empfiehlt sich, für solche Gelegenheiten immer ein paar Standardsätze bereitzuhalten. „Das werden Sie schon hinkriegen.“ Im Grunde kann ich sagen, was ich will, ich muss nur ein entschlossenes Gesicht machen und etwa eine Minute lang über „Freundschaft“ reden, es versteht mich ja sowieso niemand. Beker wird in der Übersetzung dann schon die richtigen Worte finden.

Später sitze ich in meinem Zimmer, starre ins Leere und begreife allmählich, was mir bevorsteht: den ganzen Tag repräsentieren, das angestrenzte Bemühen, Interesse zu zeigen, etwas Offizielles zu sagen, nachzufragen, aber nicht so genau, sondern nur höflich: „Ach ja? Ach wirklich? Ist ja erstaunlich!“

In der Fensterecke, das fällt mir erst jetzt auf, steht eine kleine Pflanze. Vertrocknet sieht sie nicht aus, ich gebe ihr trotzdem ein bisschen Wasser. Das Zimmer ist einfach viel zu warm und zu trocken. Dann lege ich ein feuchtes Handtuch über den Heizkörper und öffne das Seitenfenster wieder ein wenig. Unvorstellbar, dass ich hier fünf Monate leben soll.

–

Dienstag. Frühstück im Hotel: Bratkartoffeln mit Boulette, alternativ: Spaghetti mit Hackfleischsoße. Zum Glück auch einfaches Toastbrot und Marmelade.

Der Tag beginnt mit dem Besuch des Einkaufszentrums ZUM (zentrales Universalmagazin). Für mich etwas überraschend: Ein Polizist begleitet unsere Besuchergruppe. „Nur zur Sicherheit.“ Bei leichtem Schneefall überqueren wir einen weiten Platz, und auch jetzt geht alles wieder sehr schnell. Man will mir das ZUM zeigen, aber mich interessieren zuerst ein paar Eisskulpturen dort am Rande: überlebensgroße Figuren aus mächtigen Eisblöcken herausgemeißelt oder herausgesägt. „Märchenfiguren“, sagt Beker, und schon eilen wir weiter. Rechts auf dem Platz, wo im Sommer wahrscheinlich Leute flanieren, Hunde toben, Kinderwagen geschoben werden, hat man eine Eisfläche präpariert. Dort laufen ein paar Leute Schlittschuh, von Lautsprechermasten herab ertönt klassische Musik. Weiter unten am Ende des Platzes liegt ein Sportplatz, dessen Aschenbahn ebenfalls in eine Eisbahn verwandelt wurde, offenbar für das Training von Eisschnellläufern.

So, hier ist also das ZUM mit seinen drei Etagen. Das Erdgeschoss gleicht eher einem Basar, zu sehen ist ein Gewirr von einfachen Ständen für Lebensmittel und Alltagsbedarf. Hier herrscht noch ein gewisses Gedränge. Anzeichen für irgendwelche Mangelwaren gibt es nicht. Eher umgekehrt: Vieles ist vorhanden, aber keine kaufkräftigen Kunden. Die Leute stehen vor den Auslagen, etwas mutlos, studieren das Preisschild, debattieren, gestikulieren, gehen dann weiter und haben nichts gekauft oder

nur drei Zwiebeln und vielleicht eine Spülbürste. In der zweiten und dritten Etage wird es schon edler: teuer verglaste Geschäfte, aber nur wenig Kundschaft. Umringt von unseren Begleitern betrachten wir das Angebot an Haushaltsgeräten. Auch hier ist alles vorhanden: Kaffeemaschinen, Rasierapparate, Staubsauger. Ich müsste jetzt wohl sagen: „Große Auswahl, tolles Angebot.“ Aber ich nicke nur und gehe weiter. Dann ein paar Boutiquen für Kleidung, Schmuck, Kosmetik. Die Verkäuferinnen schick, aber unbeschäftigt.

Nach dem Rundgang geht der ganze Tross wieder dem Eingang entgegen, einer Schleuse aus dicken Metalltüren. Draußen eisiger Wind und zwei Jugendliche, die betteln. Es fallen ein paar grobe Bemerkungen.

–

In der Stadt dann wenig Verkehr, aber überfüllte Busse, die sich über holprige Straßen schieben und mächtig qualmen. Wir rauschen im komfortablen Kleinbus an ihnen vorbei, sehen nur wenig von der Stadt: Wohnblöcke entlang der Straßen, manchmal eine Hofeinfahrt oder eine Seitenstraße. Bekers Stimmung belebt sich, als wir in eine Nebenstraße einbiegen: „Dort vorne kommt übrigens gleich mein Kindergarten, ach Gott, wie lange das schon her ist: Gymnastik und Musik und immer in Reih und Glied. War aber auch eine schöne Zeit.“

–

Kurzer Stopp beim „Ewigen Feuer“. Wir nähern uns einer von Bäumen umgebenen Gedenkstätte. Im Halbkreis stehen dort die Statuen von kampfbereiten Soldaten und Arbeitern und einer gebeugten Soldatenmutter. Ganz im Zentrum, eingefasst von einer Granitplatte: die Flamme. Dichtes Schneetreiben. Betretenes Schweigen. Spürbarer Bedarf an einer symbolischen Geste (einen Blumenstrauß niederlegen, ein paar Worte sagen). Nach einem kurzen Moment dann stummes Nicken und Rückkehr zum Wagen.

–

In der Rathauskantine hat Olga Smirnova, die Institutsleiterin, auf uns gewartet und stürmt jetzt mit ein paar Fragen auf uns zu: „Wie gut, dass ich Sie treffe.“ Beker hat dem Institut zwei Praktikumsplätze bei der

„Stadttouristik“ angeboten, denn das Stadtmarketing gehört zu seinem Arbeitsbereich. In den Sommerferien könnten also zwei Studentinnen zu uns nach Deutschland kommen, an Stadt- und Museumsführungen teilnehmen, auch mithelfen, ein paar Events vorzubereiten, und vielleicht übersetzen, falls sich russische Touristen zeigen. Reise und Unterkunft werden komplett bezahlt, dazu kostenloses Mittagessen in der Kantine und ein Taschengeld von 400 DM monatlich. Voraussetzung: gute Deutschkenntnisse, kommunikative Fähigkeiten und ein faires Auswahlverfahren. Das alles war vorab per Email geklärt worden.

Dazu hat Olga Smirnova jetzt ein paar Fragen. Sie beginnt auf Deutsch mit herzlichem Dank, denn sie ist natürlich sehr glücklich über dieses Angebot. Weil sie sich an Beker wendet, rutscht sie dann aber ins Russische, wobei sie ganz im Widerspruch zur ausgedrückten Dankbarkeit mit resolutem Blick und schroffen Handbewegungen etwas vorträgt, was ein Befehl sein könnte, aber offenbar eine Frage ist: Die Eltern und die Studentinnen würden gerne wissen, wie teuer das Leben in Deutschland ist. Wie weit reicht ein Taschengeld von 400 DM?

Beker kratzt sich an der Nase und sagt dann auf Deutsch: „Setzen wir uns doch erst einmal“, woraufhin Olga Smirnova kurz und nervös lacht, sich entschuldigt und jetzt auf Deutsch hinzufügt, es gehe vor allem um die Frage, ob die Studentinnen einen Teil des Geldes sparen und nach Hause zurückbringen könnten. „Bitte verstehen Sie das nicht falsch. Aber die Situation in vielen Familien ist sehr angespannt. Das sind jetzt harte Zeiten.“ Viele Studentinnen würden in den Sommermonaten zuhause gebraucht, müssten dazuverdienen oder auf der Datscha arbeiten mit Mutter oder Großmutter für die Wintervorräte. Es sei deshalb verständlich, dass viele Eltern zögern, ihren Töchtern eine Reise nach Deutschland zu erlauben – außer natürlich: Sie kommen mit ein paar hundert DM zurück. Und hundert DM zum Beispiel sind hier zurzeit schon fast ein Monatslohn.

Daraufhin Beker: Also monatlich 400 DM plus Unterkunft und Mittagessen, das ist kein Luxus, aber hungern müssen die beiden Praktikantinnen auf keinen Fall. Ja, sparen könnten sie vielleicht ein bisschen, wenn sie auf Shopping und Disco verzichten und auf die beliebten Wochenend-Trips. „Aber das ist dann ja eigentlich kein Leben für zwei junge Frauen. Die wollen doch was erleben.“

Olga Smirnovas Gesicht verzieht sich in Richtung: „Die sollen bloß keine Ansprüche stellen.“ Dann bedankt sie sich, steht auf, ver stolpert sich an einem Stuhl, sagt „uuui“ und eilt mit festen Schritten davon. Das ist also Olga Smirnova: knappe Sätze, resolute Bewegungen und immer etwas hektisch.

Einen Moment sitzt Beker noch am Tisch, die Lippen in Enttäuschung zusammengepresst, um dann festzustellen, es sei schon deprimierend, dass so ein Praktikum nur danach beurteilt werde, wie viel Geld am Ende hängenbleibt. Aber ich solle es den Leuten nicht übelnehmen, so sind im Moment die Zeiten. Das wird sich alles wieder ändern.

–

Nachmittags die Besichtigung einer Molkerei. Die Mitarbeiter stehen Spalier in ihren hygienischen Kitteln und weißen Hauben. Auch wir bekommen Kittel und Hauben und werden dann durch die Hallen geführt, an verschiedenen Geräten vorbei: große Geräte, glänzende Oberflächen, weiße Fliesen, erwartungsvolle Blicke auf Beker und mich. Was soll ich sagen? Alles sehr modern, sehr sauber, blitzblank, ist aber leider nicht mein Spezialgebiet, ich bin nur Germanist. Die einzelnen Stationen sehr übersichtlich: Milch, Butter, Verpackungen, dann schon der Übergang in die Auslieferung. Dort versammelt man sich wieder, spendiert uns noch zwei Portionen Softeis, sehr lecker, wäre bei den aktuellen Außentemperaturen aber nicht nötig gewesen.

Inzwischen stehen dort 20 bis 30 Mitarbeiter und warten auf ein paar offizielle Worte. Beker eröffnet das Ritual mit einer ausführlichen Anerkennung der hohen Produktqualität und kommt dann wie erwartet auf eine eventuelle Städtepartnerschaft zu sprechen, auf Hoffnung, Freundschaft, Zukunft – nadeschda, druschba, buduschtscheje. Dann bin ich an der Reihe und nutze ungefähr dieselben Worte, nur vielleicht in einer etwas anderen Reihenfolge: Freundschaft, Zukunft, Hoffnung.

–

Abends beim Bier interessiert sich Beker wieder für die zukünftige Projektarbeit: Welche Art von Zusammenarbeit ich mir denn vorstellen könne. Aber ich habe nach dem langen Tag nur wenig Energie für ein

kompliziertes Thema. Es sei vieles möglich, sage ich lustlos und erwähne ein paar Möglichkeiten, die ich in den letzten Monaten recherchiert habe: gemeinsame Arbeit an einer Reform von Studienplänen, Experimentieren mit neuen Unterrichtsmethoden oder auch Austauschprogramme für Studenten. – „Und die Finanzierung?“ – Na ja, die EU gewährt Zuschüsse bis zu einer Million DM für drei Jahre. Viel Geld, aber die Vorbereitungszeiten sind lang und die Ansprüche an „Innovation“ und „Exzellenz“ sind hoch. Das funktioniert nur, wenn die Partner gut aufeinander eingespielt sind, aber wir müssen die Russen ja erst einmal kennenlernen. – Daraufhin Beker: „Na, dann sehen Sie sich mal nach ein paar interessanten Leuten um. Ist doch eine schöne Aufgabe.“ (Das Grinsen hätte er sich allerdings sparen können.)

–

Spätabends, Blick aus dem Hotel: weiterhin dichtes Schneetreiben. Vom gegenüberliegenden Dach werden ganze Schneewolken herübergeweht. Ein Paar kommt unten aus dem Hotel; mit einer Schaufel befreit der Mann sein Auto aus knöcheltiefem Schnee, die Frau schiebt Schnee von den Scheiben und vom Autodach. Während sie dann die Schaufel ins Hotel zurückbringt, steigt er ein und fährt los; manövriert den Wagen durch tiefe Fahrspuren zur Straße hinaus, wo er der Frau dann die Beifahrertür öffnet. So einen Winter habe ich schon lange nicht mehr gesehen.

–

11. November. Heute, am Mittwoch, Besuch eines Museumsdorfes. Eine halbstündige Fahrt aufs Land. Zunächst ist es allerdings nur eine Fahrt durch Vororte: nicht mehr durch die Stadt, aber auch nicht wirklich durch eine ländliche Gegend. Ein kleines Waldstück, dann Brachflächen, dahinter eine Neubausiedlung, Wohnblöcke und ein paar Bauruinen. Sie stehen als fensterlose Kulissen auf freiem Feld. Bauschutt liegt im Schnee, Röhren sind gestapelt, ein Betonmischer rostet vor sich hin.

Schließlich dann doch eine freie Landschaft. Die Fahrt wird ein abenteuerliches Hin-und-her-Gerutsche in vereisten Spurrinnen. Ein paar Dörfer tauchen auf, Holzhäuser, schwarz vor Alter und Verfall. Verglichen damit sieht das Museumsdorf dann geradezu modern aus – vielleicht nicht modern,

aber intakt, saniert, geputzt und geschmückt. Vor einem breiten Tor hält unser Kleinbus. Wir steigen aus, zwei Trachtenmädchen kommen uns mit Brot und Salz entgegen. „Alte russische Tradition“, sagt Beker. – Ja schön, aber was machen wir jetzt damit? Beker bricht sich ein Stück Brot vom Laib, taucht es ins Salz und isst. Na gut, das kann ich dann ja auch probieren.

Es folgt ein Rundgang durch verschiedene Gebäude: Scheunen und Werkstätten. Gezeigt werden historische Geräte und Techniken. Ein Mann führt vor, wie man ein Boot baut, Planken biegt, Spanten einsetzt. Ein anderer demonstriert, wie man Holzschindeln mit wenigen Beilschlägen aus einem Holzklotz herauspaltet. Nicht uninteressant, ich sollte vielleicht etwas sagen oder fragen, verstecke mich aber hinter meiner Kamera und versuche möglichst viel zu fotografieren.

Am liebsten würde ich mich für einen Moment einfach hier in diese Werkstatt setzen, möglichst alleine. Die Leute dürften bitte allesamt verschwinden, bleiben soll aber der Geruch von Holz und Teer und Staub. Bleiben sollen auch Licht und Schatten auf den Geräten und draußen der Wind zwischen den Scheunen, die Sonne über den Schneeflächen und die flüchtige Ahnung von den Menschen, die hier tatsächlich einmal gelebt haben vor längerer Zeit.

„Wollen wir weitergehen?“ Beker und ein paar Begleiter stehen schon unter dem Vordach. Wir überqueren einen Hof, betreten drüben eine verrauchte Stube. Jemand verweist auf einen riesigen Kachelofen. Früher hat man im Winter darauf geschlafen; vielleicht nicht das Gesinde, aber der Hausherr und seine Frau oder zumindest die Kinder.

Es gibt Gebäck und Tee, später ein paar Lieder und dann noch mehr Lieder, mal traurig, mal temperamentvoll. Beker gerät in Hochstimmung, als eines der Trachtenmädchen ihn zum Tanz auffordert. Ich dagegen schüttle den Kopf, aber es hilft nichts, ein paar Runden muss ich schon mittanzen. Schon bald stoße ich mir das Knie an einem Stuhl und darf mich wieder setzen. Ganz die geeignete Person für die Anbahnung einer Städtepartnerschaft bin ich nun wirklich nicht.

Zum Schluss noch einmal ein paar Lieder und ein Gläschen Wodka. „Das ist der Pasašok“, sagt Beker, „der traditionelle Abschiedstrunk, alte russische Sitte.“ Dann ein paar Dankesworte von Beker und auch ein Dankeschön von mir. Auf dem Rückweg denke ich dann mit einem kleinen Bedauern: Eigentlich hätte ich mehr zu sagen gehabt, sie haben es uns doch ganz schön gemacht.

–

Am späten Nachmittag kommt Olga Smirnova ins Hotel, um mich abzuholen. Wir gehen zu Fuß ins Institut, „ist nicht weit“. Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, im realen Leben angekommen zu sein. Alles, was ich bisher gesehen habe, war eine Stadt hinter Autoscheiben. Jetzt stehe ich mit beiden Beinen auf der Erde und gehe neben Olga eine Einkaufsstraße entlang. Zwischen der Straße und den Geschäften liegt ein Grünstreifen, jetzt schneebedeckt. Es kann aber noch nicht lange Winter sein; man sieht noch etwas Laub an den Bäumen, ein letzter Herbstgruß.

Neben einem Geschäft stehen auf der Straße zwei Tischchen. Schuhe liegen auf dem einen, Glühbirnen und Verlängerungskabel auf dem anderen. Zwei ältere Frauen stehen hinter den Tischen. Warum verkaufen sie hier an der Straße Schuhe und Glühbirnen? Olgas Erklärung klingt dann aber doch ein wenig nach Krise: Manche Firmen bezahlen ihre Arbeiter nicht in Rubel, sondern in Produkten, zumindest teilweise. Das ist vielleicht sogar besser als in Rubel bezahlt zu werden, die morgen weniger wert sind als heute und übermorgen noch weniger. Die Arbeiter einer Schuhfabrik bekommen also Schuhe, und die Arbeiter einer Elektro-Fabrik bekommen Glühbirnen und Verlängerungskabel. Die verkaufen sie dann unter Freunden, möglichst gegen Dollar. Oder sie bringen gelegentlich einen Kofferraum voller Schuhe oder Glühbirnen zu ihren alten Müttern und Vätern. Die stehen damit dann auf der Straße für einen kleinen Zuschuss zur Rente. – Und was sagt Olga zu den Ursachen der ganzen Krise? – „Da frag mal Jelzin und seine Oligarchen und eure deutschen Wirtschaftsberater.“

Im Vorbeigehen ein kleines Lebensmittelgeschäft. „Können wir mal reinschauen?“ Wir steigen in einen Keller hinunter, in dem sich ein paar Verkaufsstände befinden: ein Stand für Brot, ein Stand für Milchprodukte, ein Stand für Reinigungsmittel und vor jedem Stand eine kleine Kundenschlange. Auf den ersten Blick wirkt alles sehr provisorisch. Regale und Ladentische sind eilig gezimmerte Holzkonstruktionen, die Waren reizlos hineingestapelt, die Beleuchtung mäßig. Jeder dieser Stände ist gerade so breit, dass eine Verkäuferin von rechts nach links alles mit den Armen erreicht, ohne mehr als zwei Schritte zu gehen. In diesem Käfig bewegt sie sich mit dem beleidigten Gesichtsausdruck einer Frau, die etwas von ihren privaten Schätzen abgeben muss an diese Kunden da.

Und noch ein kurzer Blick zum Stand mit Alkoholika, ein reiches Angebot: Wein, Wodka, Kognak usw. Ich frage: „Bier heißt ‚pivo‘, stimmt das?“

– Olga sieht mich mit einem Aha-Blick an, nickt und zupft an ihrem schwarzen Haar. Bier gibt es hier übrigens auch in 1-Liter- und 1,5-Liter-Plastikflaschen (etwas stillos, aber bei größerem Bedarf ganz praktisch).

Im Schneetreiben nähern wir uns der Uni; trotz Eiseskälte steht vor dem Eingang eine Schar von Rauchern. Im Foyer dann eine Sperre mit Drehkreuzen und zwei Wachleute, denen der Studentenausweis zu zeigen ist. Olga stellt mich kurz vor, die Wachleute nicken, in den nächsten Tagen werde ich einen Dozentenausweis bekommen.

Es folgt ein Gang durchs Gebäude: Fleckige Wände, holprige Bodenfliesen, aber eine muntere Stimmung in den Fluren. Die Studenten reden, lachen, einige haben Kopfhörer auf den Ohren, wiegen sich im Takt, summen ein wenig mit. Und was noch auffällt: Wie sehr sich die Studentinnen zurecht gemacht haben. Geschminkt und gepflegt und schick gekleidet. Das ist ja fast schon eine Casting-Show (ihre männlichen Kommilitonen dagegen eher unauffällig).

In der dritten Etage die Fakultät für Fremdsprachen (vor allem Englisch) und dort auch das Institut für Deutsche Sprache, das offensichtlich nur aus einem einzigen Lehrerzimmer besteht, dem „Lehrstuhl“. Olga ist noch kaum zur Tür hereingekommen, als sie in die Hände klatscht und den Kolleginnen „unseren Gast aus Deutschland,“ vorstellen möchte, „wir sind ja so froh ...“ Die Damen heben den Blick von ihren Büchern oder Heften, stehen auf, stehen nun dicht gedrängt um einen großen Tisch herum, insgesamt fünf Frauen. Alles wirkt sehr eng und überfüllt: in der Mitte der Tisch und dann die Dozentinnen, die mir einzeln vorgestellt werden: Margarita Soundso, Schwerpunkt Phonetik; Natalja Soundso, Schwerpunkt deutsche Literatur; so geht es rund um den Tisch. „So, jetzt kennen Sie uns schon fast alle. Wie gesagt: ein kleines Institut, nur Frauen und fast nur die ältere Generation.“

Ich erfahre: Zwei der Dozentinnen arbeiten nur in Teilzeit und vier sind eigentlich schon in Rente, die für Frauen mit 55 Jahren beginnt. Auch Olga ist schon in Rente, aber davon kann niemand leben (ein paar hundert Rubel). Also arbeiten sie weiter. Mit ihren 72 Jahren ist Margarita die Älteste am Institut. Sie lächelt herüber, nickt wortlos und streicht sich durch die graue Dauerwelle. In diesem engen und nervösen Raum wirkt sie wie ein Pol der Ruhe. Mein erster Eindruck: Olga resolut, Margarita robust.

Es folgt ein kurzes Gespräch über die Seminare, die ich hier geben werde: Inhalt, Termine, Arbeitsmaterial – auch über meine Finanzierung. Wer finanziert mich eigentlich in diesem halben Jahr? DAAD? Goethe-Institut? – „Ich habe mein Forschungssemester um ein halbes Jahr vorgezogen.“ Nach ein paar weiteren Fragen und einigen Tassen Tee verabschieden sich die Dozentinnen allmählich. Dann ist es halb sieben, außer Olga und mir ist niemand mehr im Raum, Olga geht zu ihrem Schrank, schließt ihn auf und hat zwei Bierflaschen in der Hand: „Kleine Überraschung! Eiserne Reserve, für besondere Anlässe.“ Sie verschließt die Tür zum Flur und grinst: „Das braucht ja niemand zu sehen.“

Bald ergibt sich die Frage nach meinen Eindrücken und Erwartungen: Was möchte ich machen, in der Freizeit? – „Na ja, vielleicht mal ein paar Tage aufs Land fahren und einmal auch ein bisschen herumreisen, das habe ich ja schon in den Emails erwähnt: ein paar Tage an den Baikäl.“

Darauf Olga akzentfrei aber ausdrucksstark: „Ach du lieber Gott!“ Sie rollt mit den Augen und wedelt mit den Armen. Sie habe das als Scherz verstanden. Ich will also tatsächlich an den Baikäl? Aber dort ist im Winter niemand auf Touristen eingestellt, die Hotels sind geschlossen, das Personal abgereist. Der See ist vereist, kein Russe würde jetzt freiwillig dorthin fahren.

Daraufhin ich: „Also, wenn ich schon mal in Sibirien bin, dann muss ich auch an den Baikäl. Sibirien ohne Baikäl, ist wie Italien ohne Adria oder die Schweiz ohne Matterhorn.“

– „So ein Blödsinn!“ Olga sagt tatsächlich „Blödsinn“ und fragt dann „das war jetzt wohl etwas zu umgangssprachlich?“

– „Na ja, zumindest grenzwertig.“

Aber das Umgangssprachliche hat es ihr angetan. Es ist so ein bisschen ihr Steckenpferd. Und wann hat sie schon mal Gelegenheit mit einem Deutschen umgangssprachlich zu plaudern. Nach ein paar Beispielen und zwei weiteren Flaschen Bier stoßen wir auf die Frage: Was heißt eigentlich „anmachen“? Natürlich: Man kann ein Feuer anmachen oder ein Radio oder einen Salat. Aber dann gibt es auch noch „du machst mich total an“, und andererseits: „Mach mich jetzt bloß nicht an!“ Das hat doch irgendwie eine ganz andere Bedeutung? So reden wir und amüsieren uns und wechseln unbemerkt von „Sie“ ins „Du“. Das ist doch immerhin ein Fortschritt.

In ihrer eisernen Reserve hat Olga auch ein Fläschchen Likör. Aber ich bleibe lieber beim Bier, während sie mir gesteht, ihr sei ein wenig bange gewesen vor mir, ich sei so verschlossen, so streng. Da komme ich als Muttersprachler hier ans Institut, werde sie korrigieren und womöglich vor ihren Studenten blamieren.

– „Ach Olga, wenn du wüsstest, wie mir bange war vor all euren strengen, offiziellen Gesichtern.“ – Aber ich sehe: So einfach kann es sein, in Russland.

–

12.11. Auch der letzte Tag vor Bekers Rückreise bleibt hektisch und atemlos. Zunächst ein kurzer Besuch im Theater und ein Blick auf eine Theaterprobe. Man erspart mir den Besuch einer Vorführung, von der ich ja doch nichts verstehen würde.

Dann noch schnell an die Uni, ein kurzer Termin im Auslandsamt. Beker und Dr. Schischkin, der Leiter des Auslandsamts, scheinen sich zu kennen, aber nicht sonderlich zu mögen. Sie reden von zukünftiger Zusammenarbeit, aber mit ihren Blicken weichen sie sich aus. Es bleibt ein förmliches Gespräch: Hier der Leiter des Auslandsamtes und hier der Gastdozent aus Deutschland; Händeschütteln, „sehr angenehm“.

Und jetzt zum Schluss noch das Auswahlgespräch für die beiden Praktika bei der „Stadttouristik“. Am Lehrstuhl wartet aber zuerst einmal Professor Mikitin, Jurist und Bekers Examensbetreuer aus früheren Zeiten. Beker würde ihn gerne für eine Zusammenarbeit gewinnen. Das ist also Professor Mikitin, „für den lege ich meine Hand ins Feuer.“ Ich lächle unbestimmt, und Mikitin will es sich nicht nehmen lassen, mit Beker noch einen Moment zu reden. Da stehen sie also beengt in dem ohnehin schon engen Lehrerzimmer und plaudern: Professor Mikitin in abgetragenerm Jackett, Beker in hellgrauem Anzug.

–

Mit einiger Verspätung beginnt dann das Auswahlgespräch, für das sich 17 Studentinnen beworben haben. Sie werden einzeln in ein Nebenzimmer gebeten; Beker führt das Gespräch, Olga und Margarita und ich hören zu. Gefragt wird nach den persönlichen Gründen für das Deutsch-

Studium, auch nach Berufsvorstellungen und Hobbys. Und was würden die Bewerberinnen gerne unternehmen in Deutschland, in ihrer Freizeit?

Die Gespräche bleiben zäh, die Studentinnen verzagt. Sie antworten mit „ja“ und „nein“. Und: „Deutsch ist eine wichtige Sprache“, oder: „Deutschland hat eine sehr alte Kultur, es wäre schön, dort ein paar Freunde zu haben.“ Nur selten formuliert eine Bewerberin mehr als zwei Sätze. Das liegt aber auch daran, dass Olga sich nicht zurückhalten kann, die Studentinnen ständig zu korrigieren: „Es heißt nicht: ‚Ich würde gerne ins Kino zu gehen und deutsche Filme zu sehen‘ – das sagt man ohne *zu*: ‚Ich würde gern ins Kino gehen‘.“

„Eine andere Frage: Haben Sie irgendein Lieblingsbuch der deutschen Literatur?“

Die Bewerberin scheint von der Frage etwas überrascht zu sein und greift nach kurzem Überlegen aufs Geratewohl nach Fontane.

– „Welches Buch?“

Den Titel hat sie vergessen, es geht darin aber um eine junge Frau.

Daraufhin Olga wieder einmal etwas zu resolut: „Also den Titel wirst du doch wohl kennen, wenn es dein Lieblingsbuch ist.“

– Schweigen mit gesenktem Blick.

Ich schiebe Olga ein Zettelchen hinüber: „Liebe Olga, bitte nicht so streng.“

Fazit: Am Ende sind zwei Studentinnen gefunden. Sie sprechen ein gutes Deutsch, lächeln nett und schüchtern – oder wohl eher: eingeschüchtert. Und wenn sie in Deutschland mit ihrem Taschengeld so sparsam umgehen wie hier mit ihren Aussagen, könnten sie durchaus ein paar hundert DM nach Russland zurückbringen.

–

Hinterher findet es Beker „sagenhaft, wie sich diese Mädchen herausputzen“. (Jede Silbe einzeln betont: „sa-gen-haft“.) „Mein Gott, man hat ja Mühe, sich aufs Gespräch zu konzentrieren. Die sehen alle aus, als gingen sie zur Party.“ Beker überlegt dann einen Moment, ob diese Generation vielleicht generell in Party-Stimmung ist. Das ganze sozialistische Regelwerk ist zerfallen. Keine Verbote, keine Vorschriften, jetzt können sie sich mal ungehemmt ausprobieren. Da scheint es ja einen großen Nachholbedarf zu geben. – „Aber vielleicht ist es auch ganz anders“, sagt er,

und für einen Moment verfolgen wir den Gedanken, die russische Dauerkrise lasse jungen Frauen vielleicht gar keine andere Option, als hemmungslos ihre Attraktivität auszuspielen.

–

Abschiedsessen für Beker. Feinstes Ambiente, feinste Kellner, dezente Musik im Hintergrund. Anwesend sind an zwei langen Tischreihen etwa 15 Personen. Beker und mich hat man an der Stirnseite platziert neben dem Vizebürgermeister (Ermakov), eine mächtige Figur, ca. 190 cm groß und 130 kg schwer.

Während der Vorspeisen beginnt das gefürchtete Ritual der Trinksprüche, so dass ich mir schon die Stirn wische, als Ermakov aufsteht und sein Glas anschlägt. Er bedankt sich bei Beker, „dem Sohn unserer Stadt“, und bei mir, „dem lieben Freund und Gast“, und bei den Personen, die sich um die Organisation dieser Besuchswoche verdient gemacht haben, darunter viele Frauen, die er namentlich nennt: Nina Sergejevna, Ludmilla Andrejevna ... Während sich ringsum alle von ihren Stühlen erheben, zögert Ermakov noch einen Moment, hebt dann sein Glas, um mit einem letzten Satz festzustellen, er habe „unsere Frauen“ jetzt so ausführlich erwähnt, damit wir sie für den Rest des Abends getrost vergessen können. Ein paar Leute lachen, Beker übersetzt flüsternd, und ich stocke einen Moment, während meine Nachbarn schon fleißig an mein erhobenes Glas anstoßen.

Viel mehr ist über diesen Abend nicht zu berichten. Es folgte die Hauptspeise, jeweils nach wenigen Minuten unterbrochen von den Toasts, die in strenger Hierarchie vorgetragen wurden – wie gesagt: zuerst der Vizebürgermeister, dann Beker, dann ein Abteilungsleiter, dann ich, der sich nach ein paar gequält freundlichen Worten endlich entspannen konnte. Das war also überstanden.

–

An Karin schreibe ich abends, die ersten Tage seien ziemlich überladen gewesen. Da gab es die Molkerei und die Rentnerinnen, die Schuhe oder Glühbirnen verkauften, und das Ritual der Trinksprüche. Ein ziemlich fremdes Land. Am Abgrund steht es allerdings nicht. Keine Hungersnot, kein Elend auf den Straßen. Bisher habe ich aber wohl auch nur die Fassa-

de gesehen, die man vor die Krise gestellt hat. Mal sehen, was sich dahinter verbirgt. Nächste Woche beginnt dann die Arbeit in den Seminaren, die wir vorbereitet haben – und noch völlig unklar: die Anbahnung irgendwelcher Projekte.

Ich beende den Brief mit herzlichen Grüßen an die Kollegen und speichere ihn auf einer Diskette, die ich morgen an den Lehrstuhl mitnehmen werde. Dort steht der einzige Computer mit Internetverbindung.

Blick aus dem Hotelfenster hinunter auf die Straße. Es ist Nacht. Wenig Verkehr. Nicht besonders kalt (minus 3 Grad). Kein Schneefall, aber der Wind treibt Wolken von Schneekristallen vor sich her und lässt sie im Licht der Scheinwerfer flimmern. Eigentlich eine wunderbare Welt.

–

Als ich am Freitag ans Institut komme, sitzt dort am Tisch eine unbekannte Frau. Olga stellt sie als Mutter von Katja vor, einer der beiden ausgewählten Praktikantinnen für die „Stadttouristik“. Sie hat einen Geschenkkorb mitgebracht: Schokolade, Obst, Wodka und so weiter. „Das ist für dich.“

Ich zögere, „das ist doch..., ich meine, das ist jetzt ein Problem.“ Aber Olga drängt mich: „Das musst du annehmen. Sie ist eine arme Frau, sie geht sonst nach Hause und schämt sich und denkt, es war dir nicht genug.“ Ich strahle also, sage „bolshoi spasibo“ (vielen Dank), gehe auf die Frau zu und schüttle ihr die Hand.

Olga wird später sagen: „Aber du weißt doch: Eigentlich gibt man Frauen nicht die Hand.“

–

Es folgt ein erstes „Info-Seminar“: Man hat drei Studiengruppen zusammengerufen, denn ich soll mich zunächst einmal vorstellen. Als ich hinter Olga den Seminarraum betrete, erheben sich die Studentinnen. Das heißt: Ich nehme sie eigentlich fast noch als Mädchen wahr – das Studium beginnen sie hier mit 17 (bisweilen 18) Jahren. Da stehen sie also und lächeln mit ausweichenden Blicken. Erst als Olga ein Zeichen gibt, setzen sie sich. Wieder fällt auf, wie schick sie sich gemacht haben: sorgfältig geschminkt, frisiert, gestylt – eher auf attraktiv als auf edel.

Olga hat mich gebeten, zunächst einmal von mir zu erzählen. Aber worüber soll ich reden? Ich könnte von meiner Arbeit erzählen, auch wie ich lebe und wie ich wohne. Weil ein paar Minuten später eigentlich schon alles gesagt ist, erkundige ich mich nun umgekehrt, welche der hier versammelten etwa vierzig Studentinnen schon einmal in Deutschland gewesen ist, und erfahre, dass dies für keine von ihnen der Fall ist. „Ja bin ich denn der erste Deutsche, mit dem Sie sprechen?“ Sie nicken und kichern und schauen zur Seite. Ich hätte es mir ja eigentlich denken können: Sie lernen seit ein paar Jahren Deutsch (haben schon in der Oberstufe damit angefangen: zweite Fremdsprache, alternativ zu Französisch oder Spanisch) und sitzen jetzt hier, um staunend oder auch nur zufrieden festzustellen, dass sich die deutsche Sprache tatsächlich in einem leibhaftigen Menschen verkörpert.

Inzwischen bin ich aufgestanden, habe mir komödiantenhaft an den Kopf gefasst und gesagt: „Aber haben Sie denn niemals befürchtet, eine Sprache zu lernen, die gar niemand spricht?“ Mit der absurden Frage wissen die Studentinnen nichts anzufangen. Sie verstehen wohl, dass sie jetzt lächeln sollten, senken aber wieder nur ratlos den Blick.

Zum Glück lenkt Olga das Gespräch auf die Frage, wie mir Russland gefalle. „Erzählen Sie uns ein wenig über Ihre Eindrücke von den Leuten, der Universität, der Stadt.“ Ich kann ausweichend nur antworten, dass ich bisher noch wenig gesehen habe, mich aber freue, die Stadt in den nächsten Tagen kennenzulernen, einfach mal durch die Straßen zu bummeln. Das ist eine Bemerkung, die Olga aufgreift, indem sie wieder einmal ziemlich resolut in die Runde fragt: „Na, wollt ihr unserem Gast nicht die Stadt zeigen? Wer hat denn nachher noch ein bisschen Zeit?“

Daraufhin Schweigen und wieder das Lächeln mit ausweichendem Blick. Keine weitere Reaktion. Also gut, dann eben kein Stadtbummel.

—

Aber wenig später, als ich draußen durch den Flur gehe, steht dort noch eine kleine Schar dieser hübschen Mädchen. Sie stecken die Köpfe zusammen und scheinen ganz mit sich selbst beschäftigt zu sein. Als ich vorübergehen will, öffnen sie ihren Kreis mit keuschem Lächeln und erklären, mich durch die Stadt begleiten zu wollen. „Sie alle?“ Sie schlagen die Augen nieder, noch immer lächelnd, aber sie antworten nicht, so dass ich

ein wenig verwirrt, zugleich aber auch etwas aufgekratzt erkläre, fürs Erste wolle ich mir nur einen Stadtplan besorgen, dafür reichen ja ein oder zwei Begleiterinnen. In den nächsten Tagen gebe es dann ja noch genug in der Stadt zu erkunden.

Aber wie macht man das jetzt? Wie wähle ich aus dem Kreis dieser Mädchen meine heutigen Begleiterinnen? In der Eile halte ich mich an ein recht offensichtliches Kriterium: Meine Wahl fällt auf Tamara und Lisa. Tamara, eine Studentin mit kurzer, frecher Frisur, dunkelgrünen Augen, dazu rotbraune Sommersprossen, einfach hinreißend (Beker wäre begeistert). Und Lisa: ein zartes Geschöpf, bildhübsch, bunte Strickmütze und blonde Haarstränchen.

Ein sonniger Wintertag. Als wir die Uni verlassen, schlängeln wir uns zuerst wieder durch Scharen von Rauchern vor dem Gebäude. Also, wohin gehen wir jetzt? Wo gibt es einen Stadtplan? Aber die schönen Studentinnen erklären: „Es gibt keinen Stadtplan.“

„Es gibt keinen Stadtplan?“

Ich bin stehen geblieben und schlage vor, in einer Buchhandlung zu fragen, aber es gibt auch keine Buchhandlungen mehr, früher gab es viele, heute nur noch Zeitungskioske mit ein paar Büchern.

„Und wo kauft ihr eure Bücher?“

„Wir kaufen sie nicht. Wir bekommen sie aus der Bibliothek.“

„Und wohin gehen wir dann jetzt?“

„Wir probieren mal.“

Immerhin: Auf den ersten Blick scheint eine Orientierung gar nicht so schwierig zu sein. Die Stadt ist in bolschewistischer Einfachheit als ein Schachbrett angelegt: immer rechtwinklig oder geradeaus. Für eine Weile dreht sich unser Gespräch um die Frage, wie man sich orientiert in einer Stadt, von der es keinen Stadtplan gibt. Tamara (die Studentin mit den Sommersprossen) kann dazu eigentlich nur sagen, ein Stadtplan würde die Sache eher noch verschlimmern, man wird ja völlig konfus. Sie war einmal in Moskau und hat es probiert.

Also wie orientiert man sich in einer Stadt wie Jakushevsk? Man fragt sich durch, zum Beispiel dort in dem Laden da, wo es auch einen Stand für Zeitungen, Schreibhefte und Kochbücher gibt. Immerhin ein Stadtplan könnte ins Sortiment passen. Aber nein, es gibt leider keinen Stadtplan. Die Verkäuferin reagiert ratlos, aber sehr gesprächig. Es sieht nicht so aus,

als hätte sie heute schon viel verkauft. Dann erkundigt sie sich offenbar nach mir: Wieso es mich hierher verschlagen hat. Tamara und Lisa antworten geduldig, übersetzen auch mal das eine oder andere für mich. Irgendwann fällt der Verkäuferin ein: Es gab vor ein paar Jahren eine Broschüre über die Stadt, ein Jubiläumsheft zur Stadtgründung vor 250 Jahren; und als Beilage gab es auch einen Stadtplan. In der Druckerei könnten noch ein paar Exemplare vorhanden sein. Und dann beschreibt sie uns den Weg dorthin.

Wir gehen also weiter, überqueren eine dieser Kreuzungen mit ihren hohen Straßenlampen und den daran befestigten Lautsprechern. Auch diesmal wieder klassische Musik. Wie weit ist es noch? Vielleicht zehn Minuten. Ich hätte also noch etwas Zeit für einen kleinen Flirt. Also: Wie nutze ich meine Chance? Eigentlich gar nicht. Tamara ist es, die das Gespräch sucht. Und sie sucht den Blickkontakt (es ist der Kontakt mit diesem herrlich dunkelgrünen Augenpaar). Sie deutet auf eine Eisskulptur (einen Schwan), dann auf ein schneebedecktes Beet, „sieht schön aus im Sommer, lauter Tulpen“. Und jedes Mal, wenn sie so zu sprechen beginnt, stellt sie ihre langen, schmalen Finger ein wenig auf, während ich eher ausweichend vor mich hinsehe. Die Beklemmung gegenüber den beiden jungen Schönheiten lähmt mich jetzt doch ein wenig.

Als Lisa an einer Kreuzung stehen bleibt, vermute ich, wir haben uns verlaufen. Aber nein: Wir sind am Ziel. Das dort drüben ist also eine Druckerei? Auf die Idee wäre ich nie gekommen. Es ist eine Bauruine auf einem von Eiskrusten übersäten Grundstück. Im Näherkommen eine Blechtür, ein halbdunkler Gang, kein Hinweisschild weit und breit, dann wieder eine Tür, ein vollgestopfter Raum, halb Verkaufsstelle, halb Materiallager. Ein paar Regale, alles andere steht in Kartons herum. Tamara sagt: „Hier müssen wir warten.“

Die Angestellte, die aus einem Seitenraum auftaucht, kann sich an eine Jubiläumsbroschüre nicht erinnern. Aber sie wird mal hinten nachfragen und verschwindet für einen Augenblick. Als sie zurückkommt, sucht sie ein Regal ab, öffnet einen Karton und na bitte, hier ist das Jubiläumsheft, und eingefaltet ins Deckblatt liegt da tatsächlich ein winziger Stadtplan. Den schenkt sie mir und die ganze Broschüre gleich dazu. „Poschalysta“ (hier bitte).

—

Über den Samstag ist nicht viel zu berichten. Olga holte mich gegen Mittag ab und brachte mir meinen Dozentenausweis. Wir gingen essen, es folgte ein kleiner Spaziergang. Dann mussten noch ein paar Lebensmittel eingekauft werden. Wir gingen also wieder in Richtung ZUM und kamen an einer Hofeinfahrt vorbei, in der rostige Geräte herumstanden. Ein paar Kinder tauchten auf und warfen mit Schneebällen nach verwahrlosten Hunden. Die schwächtigen Hunde jagten jedes Mal auseinander und sammelten sich dann wieder auf einem der Schachtdeckel, unter denen offenbar die Fernheizung verlief. Es schien jedenfalls ein warmer Platz zu sein, zumindest lag dort kein Schnee.

Zum ersten Mal sah ich heute ein paar Räumfahrzeuge, die Schnee von der Straße schoben und am Gehweg auftürmten. Es wurde eng auf den Gehwegen; und an den Bushaltestellen herrschte großes Gedränge, die Leute schoben sich mit vereinten Kräften in den Bus hinein. Und die Autobusse selbst? Uralt, hoffnungslos überfüllt, vor Erschöpfung dahinschleichend. Es würde mich nicht wundern, wenn der Fahrer gelegentlich alle Fahrgäste bitten müsste, auszusteigen und ein bisschen mitzuschieben.

Und eine zweite Szene: Schließlich kamen wir über den zentralen Platz der Stadt, den „Oktoberplatz“ (Oktjabrskaya ploshad), mit dem ZUM und der präparierten Eisfläche. Heute waren viele Leute dort, um Schlittschuh zu laufen; und von den Lautsprechern herab ertönte wieder klassische Musik. Ich sah hinauf, „überall diese Lautsprecher hier im Stadtzentrum“. Olga fand, zum Glück spielten sie nur noch klassische Musik, früher war es Marschmusik, oft auch Ankündigungen, Parolen, Aufrufe. Sie erinnert sich noch mit Schrecken an den März 1953, als sie in die Schule ging oder aus der Schule kam, eine Hauptstraße entlang, wo unter den Lautsprechermasten große Menschenmassen standen, alle irgendwie bedrückt, gebeugt, und über ihnen eine düster monotone Lautsprecherstimme, die einen Text vorlas, den heute wohl die ganze ältere Generation noch auswendig kennt: *„Eine Mitteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, des Ministerrates der UdSSR und des Präsidiums des Obersten Sowjets: An alle Parteimitglieder, an alle Werktätigen der Sowjetunion. Teure Genossen und Freunde! Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei, der Ministerrat der UDSSR und das Präsidium des Obersten Sowjets teilen der Partei und allen Werktätigen der Sowjetunion im Gefühl*

tiefster Trauer mit: Am 5. März um 21:50 starb nach schwerer Krankheit der Vorsitzende des Ministerrates und Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, Jossif Wissarionowitsch Stalin.“

Stalin war gestorben! Der große Stalin! Und aus dem Lautsprecher dort oben eine Grabesstimme, als wäre der Weltuntergang jetzt ganz nahe. – „Aber du siehst: Auch das haben wir überstanden.“

–

Abends sitze ich in meinem Hotelzimmer und schaue auf die Straße hinunter. Es schneit in dichten Schüben, aber jetzt, am Samstagabend, sind viele Autos unterwegs, auch viele Passanten und ein paar Jugendliche, die auf dem Gehweg herumalbern.

Später taucht auf der anderen Straßenseite eine Frau auf, torkelt ein wenig, überquert die Straße, ist im Schneetreiben kaum zu erkennen. Ich höre ein seltsam flaches, klatschendes Geräusch, und wenn sich nicht ein paar Passanten umgedreht hätten, würde ich jetzt wohl auch niemanden auf der Straße liegen sehen. Die nachfolgenden Autos sehen die Frau offenbar auch erst im letzten Moment. Ein paar beherzte Männer ziehen eine unförmige Gestalt an den Straßenrand, lehnen sie an ein parkendes Auto, dann zerstreuen sie sich. Andere Passanten tauchen auf, lächeln ein wenig.

Dann erhebt diese Gestalt ihr verzerrtes Gesicht und versucht, sich an diesem Auto ein wenig voranzuschleppen. Als zwei Männer vorbeikommen, stutzen sie, sprechen die Frau an, einer der beiden läuft unten zum Hoteleingang, vielleicht um zu telefonieren. Schließlich stehen sie beide am Straßenrand, scheinen zu warten, sprechen noch einmal mit der Frau, warten wieder, sehen auf die Uhr, dann treten sie auf die Straße, halten ein Auto an, debattieren mit dem Fahrer, der dann weiterfährt, so auch die nächsten beiden Wagen. Erst aus dem vierten Wagen steigt ein Mann heraus, hebt mit den beiden Passanten die Frau auf die Rückbank, lässt sich ein paar Geldscheine in die Hand drücken und fährt los, vielleicht in ein Krankenhaus.

Ich gehe zum Kühlschrank und decke mir den Tisch mit allem, was Olga besorgt hat: Brot, Butter, Wurst, eine Gurke und Bier.

–

Am Montag betrete ich die Uni mit meinem neuen Dozentenausweis, aber die Wachleute wollen ihn gar nicht sehen, sie nicken und lächeln und kennen mich schon: der Gast aus Deutschland.

Ich gehe zur Garderobe. Sie ist umlagert von Studentinnen, die ihren Mantel abgeben, die Winterstiefel ausziehen und in leichte Schuhe schlüpfen. Nach einem Blick in den Spiegel stolzieren sie dann hochgeschminkt davon. So sieht man sie in den Korridoren und den Seminarräumen. Das ist der Stil der neuen Freizügigkeit: kess und etwas hochnäsig.

–

Nachmittags ein Termin im Auslandsamt mit den Vertretern verschiedener Fakultäten. Schischkin, der Leiter des Auslandsamtes, telefoniert noch einen Moment, die Dekane warten also und husten und putzen gewichtig ihre Brillen. Sie haben mir zwar alle ihre Visitenkarten in die Hand gedrückt, aber schon in kürzester Zeit kann ich die Visitenkarten und Personen nicht mehr einander zuordnen. Ich weiß nur noch: Dieser blasse, schmale Mann dort ist Prof. Woronzov, Vize-Rektor für Lehre und internationale Beziehungen, neben ihm der Professor der Geografie, dann ein Physiker und ein Historiker, und schon weiß ich nicht mehr weiter.

„So, und jetzt also unser Gast aus Deutschland.“ Schischkin stellt mich vor, wobei ihm der Professor der Physik schon bald ins Wort fällt mit der Frage, ob ich eigentlich als Gastdozent für deutsche Sprache hier bin oder als Vertreter meiner Universität mit offiziellem Auftrag und gewissen Vollmachten. – Tja, was soll ich sagen? Offiziell bin ich nur Gastdozent, „nebenbei kann ich mich aber auch ein bisschen nach Projektideen umhören und Kontakte knüpfen“. Das ist nun allerdings eine Antwort, die hier in dieser hochrangigen Versammlung etwas suspekt klingt.

Entsprechend kleinlaut skizziere ich anschließend die bekannten Projektmöglichkeiten, verteile ein Info-Blatt, „und habe hier noch einen Flyer über meine Uni, leider nur auf Englisch.“ Die Herren husten wieder, heben die Köpfe, wirken ungeduldig. Jemand fragt dann auch noch nach einem Partnerschaftsvertrag: Habe ich vielleicht einen Entwurf mitgebracht? – Nein, damit kann ich leider auch nicht dienen. Ich kann nur wiederholen: Offiziell bin ich nur Gastdozent, werde Kontaktwünsche aber gerne an meine Uni vermitteln und habe konkret einen ersten Vorschlag, nämlich ein Besuchsprogramm: Nächstes Jahr könnten wir eine

russische Dozenten- und Studentengruppe in Deutschland empfangen und im Gegenzug eine deutsche Gruppe hierherschicken. Ziel dieser Reisen: sich für größere Projekte erst einmal kennenzulernen. – Gut, die Herren sind informiert, schauen auf ihre Uhren und werden sich über Dr. Schischkin bei mir melden.

Hinterher wird Olga sagen: Das hätte ich mit „meinen Leuten“ ja wohl ein bisschen besser vorbereiten müssen, irgendwie offizieller, ein Grußwort des Rektors zum Beispiel. Aber ich komme hierher und habe nichts anzubieten als ein paar Info-Blätter und ein Besuchsprogramm. „Und wenn du schon nichts anzubieten hast, solltest du wenigstens mit mehr Überzeugung reden, unbedingt offizieller, irgendwie amtlich. Aber du nuschelst und sitzt da wie ein Hanswurst.“ Sie sagt tatsächlich „Hanswurst“, (dabei trage ich heute extra eine Krawatte). Ich kann mich nur mit der Behauptung retten, das Ganze sei wohl ein Missverständnis, offenbar habe Beker mich viel zu hochtrabend angekündigt („Hoffnung, Freundschaft, Zukunft“). Aber ich bin tatsächlich nur Gastdozent, so steht es in allen Visa-Dokumenten. Bei uns entwickelten sich solche Partnerschaften eher von unten her, über einzelne Fachbereiche und kleinere Projekte. Kein Rektor gibt mir eine Blanko-Vollmacht gegenüber einem ganz unbekanntem Partner in einem ganz unbekanntem Land. Irgendwann vielleicht, ja, wenn man sich kennt aus verschiedenen Projekten, meldet sich dann auch ein Rektor ganz offiziell zu Wort.

– „Tja, siehst du, bei uns ist das eher umgekehrt.“

Inzwischen sind wir wieder in diesem engen Lehrstuhl angekommen, jetzt Ort meiner Zuflucht, und Olga hat sich (und mich) beruhigt mit der Feststellung, nicht alle Dekane seien so offiziell und so streng. Wenn man sie erst einmal kennt, sind sie ganz verträglich. „Am Anfang muss es aber schon ein bisschen protzig sein – sagt man so?“ – „Nee, lieber nicht.“ Das war jedenfalls eine deutliche Lektion: Wie entwickelt sich eine Kooperation eher offiziell oder leger, formell oder informell? Bin gespannt, was da in den nächsten Monaten noch auf mich zukommt.

–

Im Hotel beginne ich eine Email über dieses denkwürdige Meeting. Es sollte eine kleine erste Erfolgsmeldung werden an Beker und an unser Auslandsamt – gar nicht so einfach. Dann habe ich das Notebook geschlossen

und mich aufs Bett gesetzt. Es dauert aber nicht lange, bis ich doch wieder zum Tisch hinübergehe, das Notebook öffne und eine Mail an Christian beginne. Allmählich ins Schreiben kommend, notiere ich ein paar Eindrücke von der Stadt: die überall dominierende dunkle Kleidung, die ständig überfüllten Busse und die Jugendlichen, die vor den Geschäften betteln. Und an den Straßenrändern stehen bisweilen ganze Reihen von Autos, auf deren Kühlerhauben ein paar Alltagsgegenstände ausgelegt sind (Kochtöpfe, Handfeger, Taschenlampen usw.). Drinnen sitzt jedes Mal dick eingepackt ein Mann und wartet auf Kundschaft.

Das alles schreibe ich inzwischen ohne aufzusehen, auch ohne zu korrigieren. Allmählich steigert sich das Klicken und Klacken der Tastatur zu einem wütenden Versuch, diese düsteren Eindrücke irgendwie loszuwerden. Es ist ein kurzer Tag gewesen. Schon nachmittags um vier ist es wieder dunkel geworden.

–

Dienstag, 17.11. die erste Seminarstunde: „Deutsche Literatur der Gegenwart“. Heinrich Böll „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“. Das Buch haben alle gelesen – oder sollten es gelesen haben. Das war vorab mit Olga geklärt worden. Geklärt war auch, dass ich reihum in verschiedenen Studiengruppen außer Böll auch noch Kleist, Hesse und C. Wolf besprechen würde, und irgendwie hatte es auch Süskind in diese Sammlung geschafft. Warum ausgerechnet diese Autoren? Weil nur wenig Literatur als Klassensatz in der Bibliothek vorhanden ist. Seit Anfang der 90er Jahre gab es keine neuen Lieferungen mehr. In den vergangenen Jahren bereits besprochen waren Texte von Goethe, Fontane, Seghers, Strittmatter und so weiter. Bleiben für mich also Kleist, Böll, Süskind, Wolf und Hesse.

„Ach ja, apropos Hesse“, sagte Olga, ich solle mich nicht wundern: Im Russischen gebe es nämlich kein „H“, oder genauer: Am Wortanfang werde das „H“ als „G“ gesprochen. Und das „ei“ wird ein einfaches „e“. Deshalb gibt es in der deutschen Literatur einen „German Gesse“ und einen „Genrich Gene“, zwei weltberühmte Autoren. Und aus Heinrich Böll ist ein „Genrich Bell“ geworden.

Heute also die erste Seminarstunde. Als Olga mit mir den Raum betritt, stehen die Studentinnen auf und grüßen. „Gut, setzen bitte“. Ich beginne die Stunde mit einer Rekonstruktion der Handlung: „Können Sie

den Inhalt von ‚Katharina Blum‘ kurz zusammenfassen? – Schweigen (vielleicht auch nur, weil Olga lauert).

Nach ein paar Fragen und ein paar schüchternen Antworten kann ich festhalten: „Eine Frau ermordet einen Journalisten, der sie als kaltherzige Terrorgehilfin verleumdet hat.“ Das sage ich so ins Unreine und bin etwas erstaunt, dass ich den Satz doch bitte langsam noch einmal wiederholen soll, damit die Studentinnen ihn mitschreiben können.

Nächster Arbeitsschritt: Zur Vorbereitung weiterer Diskussionen habe ich Kopien verschiedener Buchbesprechungen verteilen lassen. Bis heute zu lesen. Frage: Worin sind sich die Rezensionen einig? Worin widersprechen sie sich? Welche Fragen ergeben sich für eine genauere Lektüre?

Die Studentinnen lächeln mit gesenkten Blicken. Also bitte, was sagen Sie denn nun zu den verschiedenen Kritiken? Welche Differenzen haben Sie herausgefunden? Was überzeugt Sie? Was würden Sie gerne zur Diskussion stellen? Angesichts so allgemeiner Fragen will keine Diskussion aufkommen. Die Studentinnen schweigen. Und das einfache Schweigen steigert sich zu einer stummen Betroffenheit, bis Olga einwirft, ich solle es den „Mädchen“ doch bitte nicht so schwer machen und einfach sagen, welche der verschiedenen Rezensionen denn nun recht habe. Welche stimmt denn jetzt?

Später (unter vier Augen) wird sie sagen: Ich hätte doch sehen können, wie sehr ich die Mädchen verunsichert habe. Ich müsse mich besser vorbereiten, mich auf das konzentrieren, was die Mädchen für die Prüfung lernen sollen. Keine langen Diskussionen, sondern klare Aussagen – und am besten gleich ins Heft diktiert: Wer war Heinrich Böll? Und was ist die Hauptaussage von „Katharina Blum“?

– „Aber wie sollen die Studentinnen jemals eine eigene Meinung zu einem Buch entwickeln, einen eigenen Zugang? Und so etwas wie Leselust und Leseinteresse. Oder wie sollen sie später als Lehrerinnen ihre Schüler zum Lesen motivieren?“

„Aha“, sagt Olga. Da hat sie mich ertappt, denn das sind ja doch eher unwissenschaftliche Fragen: Leselust und Leseinteresse.

Da stehe ich also schon nach der ersten Stunde vor einem Scherbenhaufen. Für die nächsten Sitzungen habe ich Videos und Zeitungsmaterial zu den Themen „Linksterrorismus“ und „Boulevardjournalismus“ mitgebracht. Das Erarbeiten dieser Themen in Kleingruppen kann ich jetzt

also vergessen. Ebenfalls ein paar Aufgaben aus der Werkzeugkiste des „kreativen Unterrichts“: Versuchen Sie bitte, sich einen Gerichtsprozess gegen Katharina Blum vorzustellen: Die Erschießung des Journalisten Tötges, war es Mord? Notwehr? Mildernde Umstände? „Schreiben Sie bitte ein kurzes Plädoyer des Verteidigers oder des Staatsanwaltes oder die Urteilsbegründung des Richters.“

Olga selbst ist übrigens der Meinung, diese Katharina Blum habe sich viel zu leichtsinnig auf einen ihr unbekanntem Mann eingelassen – mitten im Karneval, wo sowieso alle Leute spinnen. Und einen Journalisten zu erschießen, weil er sie verleumdet, das ist – na ja, also jedenfalls keine Literatur, eher ein Krimi oder sowas. Und dieser Grenouille aus dem „Parfüm“ ist ja auch ein Mörder. Habt ihr denn keine ernstern Themen mehr?

–

18. November, Mittwoch. Minus 9 Grad. Rubelkurs 1 DM = 10,4 Rubel (vor einer Woche noch 1 DM = 9,6 Rubel)

Nachmittags taucht ein Dr. Orlov im Lehrstuhl auf, ein Biologe. Er würde mich gerne zu einem kleinen Informationsgespräch einladen. Olga reagiert überraschend schroff, rollt die Augen, wischt mit der Hand über den Tisch und lässt Dr. Orlov wissen, dass ich in den nächsten Tagen ein volles Programm habe und mit Biologie ohnehin nicht befasst bin.

Ich bin allerdings der Meinung, für ein Besuchsprogramm (das ich ja vorbereiten soll), seien Kontakte zu verschiedenen Fachbereichen notwendig. Warum nicht auch zu den Biologen?

Dr. Orlov möchte aber gar nicht über ein Besuchsprogramm reden, er sucht vielmehr Kontakte zu deutschen Biologen oder Chemikern. Vielleicht könnte ich ihm behilflich sein. Es gehe um ein ehemaliges Industriegelände, auf dem eine Wohnanlage gebaut werden soll. Dafür müssten Bodenproben genommen werden, denn das Gebiet ist vielleicht stark belastet. Orlovs Frage ist also: Gibt es in Deutschland, vielleicht sogar an meiner Uni, ein paar Experten für die Prüfung von Bodenqualität? Natürlich sollen sie nicht hierherkommen, um Bodenproben zu nehmen, aber ein Erfahrungsaustausch wäre interessant: Mit welchen Verfahren man in Deutschland misst, nach welchen Kriterien man bewertet usw.

Ich verspreche, die Anfrage an mein Auslandsamt weiterzuleiten, und halte das Gespräch für beendet. Aber nein, Orlov möchte mit mir in den

nächsten Tagen einmal hinausfahren zu diesem Gelände, er will mir alles zeigen, dann habe ich eine klarere Vorstellung, worum es geht. „Dauert nicht lange, mit Fahrzeit vielleicht anderthalb Stunden.“ – „Ja, gut, können wir machen, vielleicht am Montag?“

Nachdem Orlov gegangen ist, hat Olga ihre Bedenken: Dieser Orlov ist ein schwieriger Mensch, und diese Sache mit den Bodenproben ist doch überhaupt nicht seine Aufgabe, der soll sich um andere Dinge kümmern. „Also sei vorsichtig, lass dich da nicht irgendwo reinreiten. – Sagt man so: ‚reinreiten‘?“

–

Am Donnerstag (19.11.). Kurzer Einkauf mit der Studentin Irina. Ein kleines Geschäft ist gleich um die Ecke. Unterwegs, vor einem Institut oder einer Behörde, stoßen wir auf einen älteren Mann, der Schnee schippt. Er hat nicht nur einen Trampelpfad geschaffen, wie man ihn sonst auf den Gehwegen findet, sondern tatsächlich einen etwa zwei Meter breiten Weg. Dort arbeitet er mit seiner Schaufel und schippt den Schnee auf die Schneehaufen, die den Straßenrand säumen.

„Was verdient er wohl dabei?“ Irina versteht die Frage lediglich als beiläufige Bemerkung und murmelt ein „ja, ja“. Erst als ich vor dem Alten stehen bleibe, begreift sie, dass sie doch bitte tatsächlich eine so unbedeutende Frage an einen so unbedeutenden Menschen richten soll. Aber der Alte hat gegen ein kleines Gespräch nichts einzuwenden und hebt sein faltiges Gesicht. Nun ja, er verdient hier nichts, ist ja schon in Rente.

Während er dann eine Plastiktüte aus dem Schnee pickt und in einen Eimer wirft, hat Irina sich bereits einen halben Schritt abgewendet. Aber ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende, Irina wird schon noch ein bisschen übersetzen müssen. Zum Beispiel, dass dieser Mann früher Hausmeister war, hier an diesem Gebäude, das sich als kommunale Wohnbehörde entpuppt. Jetzt ist er aber wie gesagt schon Rentner.

– Die Rente? Ein paar hundert Rubel. Er bekommt sie immerhin einigermaßen regelmäßig. Bisher.

– Und wie oft kommt er noch hier vorbei? Er dreht die Hand in einer unbestimmten Geste: Ach, noch ziemlich oft, fast jeden Tag. Er macht ein bisschen Ordnung, setzt sich zu den Kollegen, plaudert ein wenig.

Das ist besser als zu Hause herumzusitzen. – Da kann ich ihm eigentlich nur „alles Gute“ wünschen.

–

Inzwischen habe ich mich an diese Stadt gewöhnt und habe mich auch an mein Zimmer gewöhnt, an den Farbgeruch und an das rostige Wasser, das jedes Mal aus dem Wasserhahn strömt in den ersten Sekunden, bevor es allmählich klarer wird.

Und ich habe mich daran gewöhnt, dass der Aufzug manchmal funktioniert und manchmal nicht. Es hängt dann ein Schild am Türgriff, das auch in kyrillischen Buchstaben leicht zu entziffern ist: „pemoht“ = „Remont“. Dann gehe ich eben zu Fuß, sind ja nur zwei Etagen.

–

Freitag, 20. November. Morgens komme ich ins Institut, werde beobachtet und begrüßt. Es ist jedes Mal ein Schritt in eine Mädchenwelt, der ich als erwachsener Fremdling gegenüberstehe.

Orlov, der Biologe, hat eine Notiz an den Lehrstuhl geschickt und den Termin für Montag bestätigt. Um 11:00 wird er mich abholen. Olga gefällt das gar nicht. Das ist eine heikle Sache. In der Stadt wird viel geredet. Ein paar Leute, vielleicht Oligarchen, ein Trust, eine Holding, irgend so etwas, die haben vor ein paar Jahren ein bankrotttes Industriegebiet gekauft und wollen bauen, eine Wohnanlage für ein paar hundert Wohnungen. Ein richtiges Nobelviertel mit Blick auf den Fluss, außerdem Geschäfte, Restaurants, Boutiquen, eine ganz große Sache.

– „Und wie kommen ein paar Leute oder Oligarchen an ein Baugebiet für ein paar hundert Wohnungen?“

– Olga: „Da fragst du lieber nicht so genau nach.“

Jedenfalls ist die Sache momentan erst einmal gestoppt wegen der Rubelkrise. Man weiß ja heute nicht, wie die Baukosten von morgen aussehen. Und wenn sie heute eine Wohnung für ein paar Millionen Rubel verkaufen, sind die Rubel morgen vielleicht nur noch die Hälfte wert.

– „Also Moment mal: ein paar Millionen Rubel, das wären ein paar hunderttausend DM? Wer hat denn so viel Geld für eine Wohnung?“

– „Ach, da gibt es mehr Leute, als du denkst.“

Das kann ich mir nicht vorstellen: ein paar hundert Wohnungen für Millionen Rubel. Dann gäbe es hier in der Region ja ein paar hundert ziemlich reiche Leute.

“Das ist Russland. Die Reichen sterben niemals aus. Wenn die Krise vorbei ist, wird das ein riesiges Geschäft, also halt‘ dich da lieber raus.“

–

Kurze Antwort auf Christians Frage: Wie fühlt man sich, in einer so abgelegenen Gegend – nicht nur fern von zuhause, sondern offenbar auch ziemlich entfernt von jeder anderen Stadt. Er habe nachgesehen: Die nächste Großstadt ist wohl Novosibirsk, das sind aber doch auch ein paar hundert Kilometer.

Also wie fühlt es sich an? Ehrlich gesagt: Ich realisiere es nicht. Es ist unwichtig. Und wenn ich doch einmal daran denke, dann ist Jakushevsk so etwas wie eine geschlossene Welt. Ringsum ein paar Kleinstädte und Dörfer, von denen ich bisher nur wenig gesehen habe, und ansonsten Wald. Einfach nur sehr viel Wald, ein paar Flüsse und Seen und Sümpfe. Man könnte sich vorstellen: Die große Welt dort draußen gibt es nicht mehr. Kein unangenehmer Gedanke. Unsere Welt hier ist gerade einmal so groß, dass Verstand und Sinne sie noch erfassen können.

Andererseits, wenn ich auf den Landkarten nachsehe oder auch nur TV-Bilder sehe (von Ländern, Leuten, Städten), ist es doch ein bisschen erschreckend: Ich bin hier so unerreichbar, so abgeschnitten, kann nicht einfach weglaufen. Das ist jetzt mein Platz. Die Welt und das Leben sind anderswo.

–

Sonntag. Ein kleiner Spaziergang durch die Stadt. Wieder fallen mir die überfüllten Busse auf, die sich durch die Straßen quälen. Und die Menschentrauben an den Haltestellen. Da ist zum Beispiel eine Frau, die nicht weiter in den Bus hineingelangt als bis aufs Trittbrett, die Türen schließen sich hinter ihr, aber ihre Tasche wird ihr aus den Händen gequetscht und fällt auf die Straße. Der Fahrer hat offenbar nichts bemerkt, fährt also noch ein Stück weiter, dann endlich hält er doch, die Frau steigt aus und läuft zurück, während der Bus wie im Zorn eine Qualmwolke ausstößt und sich entfernt.

–

Am Montag mit Dr. Orlov zum Industriegelände. Als Übersetzerin wird uns eine Dilja mitgegeben: viertes Studienjahr, nicht ganz so aufwendig gestylt wie die anderen Studentinnen, ein wenig verschlossen, vielleicht auch etwas älter. Stadtauswärts fahren wir für ein kurzes Stück durch eine Art Niemandsland, rechts unbestimmte Häuser, links die Umrisse großer Fabrikhallen. Es ist dunkel dort in den Hallen. Sind denn all diese Fabriken Pleite gegangen? Orlov weiß nichts Genaues. Noch weniger kann er sagen, was für Fabriken das gewesen sein könnten. Was wurde hier produziert? Über solche Dinge hat man nie gesprochen. Von manchen Fabriken kannte man nur eine Nummer: Dies hier ist die Fabrik Nr. 12 und das dort die Fabrik Nr. 16. Jetzt sind sie offenbar beide geschlossen.

Wir fahren noch ein kurzes Stück, biegen in einen zerfurchten Seitenweg, dann müssen wir aussteigen. Orlov versucht etwas zu erklären, imitiert ruckartige Bewegungen, Dilja kann nur sagen, das Auto sei irgendwie kaputt, es holpert. Ich verstehe: Die Stoßdämpfer taugen nichts mehr, und neue Stoßdämpfer kriegt man derzeit wohl nirgends. Orlov steht dann noch einen Moment am Wagen, etwas zerstreut und kraftlos. Man kann sich schwer vorstellen, dass er als Institutsleiter irgendjemandem Anweisungen gibt oder gar einen Verweis erteilt. Während er seinen Kofferraum öffnet und etwas zu suchen scheint, stehe ich neben Dilja und muss noch einmal nachfragen: „Sie heißen Dilja? Ist ein seltener Name.“

Darauf sie ganz knapp: „Ist tatarisch.“ (Wahrscheinlich hört sie diese Frage bei jeder ersten Begegnung.) Dann fügt sie etwas freundlicher hinzu: „Eigentlich Dilyara, aber alle sagen nur Dilja.“

Den Rest der Strecke gehen wir zu Fuß und stehen nach Kurzem vor dem ehemaligen Industriegelände – Fabrik Nr. 21 hieß es einmal. Dilja fragt: „Kann man sagen: ‚ein mechanistisches Werk‘?“ – „Na ja – ich verstehe ungefähr, was gemeint ist: Produktion von Maschinen und Geräten, wahrscheinlich schwere Dinger, Lastwagen, Lokomotiven, womöglich Militär.“

Der Zaun, der das Gelände umgibt, ist durchlöchert. Ein großer Teil der Gebäude liegt teils in Schuttbergen, ein paar Mauern stehen noch im letzten Stadium des Verfalls. Birken haben sich auf dem Gelände ausgebreitet, wachsen auch auf den Wegen oder ehemaligen Straßen.

„Sehen Sie hier“ sagt Orlov: „Diese Bäume, alle krank.“ Ich kann zwar nicht Besonderes erkennen, mache aber ein paar Fotos. „Und hier wächst

gar nichts mehr.“ Orlov schiebt mit den Stiefeln ein wenig Schnee zur Seite. „Sehen Sie: nichts, auf der ganzen Fläche nichts“ (oder dort etwas, was Dilja nicht übersetzen kann, vielleicht Flechten).

„Und dann...“, Orlov holt ein paar Fotos aus der Aktentasche, „auf dem ganzen Gelände gibt es viele Mutationen. Wenn Sie im Sommer hier wären, würden Sie es verstehen.“ Er deutet auf das Foto einer Pflanze, die ich nicht kenne. „Sie hat normalerweise solche Blätter (sagt er und zeigt auf das Foto), aber sehen Sie hier, dieses Foto: Sie mutieren, sie verändern sich, den Blättern fehlen zwei Spitzen, an allen Blättern fehlen sie. Oder hier die Früchte: klein und verbogen. Wir beobachten das seit ein paar Jahren. Wir finden auch mutierte Insekten, zum Beispiel mit veränderten Flügeln. Eine ziemlich interessante Sache.“ Angesichts solcher Umweltschäden kommt Orlov schon beinahe ins Schwärmen. Dilja bemüht sich unterdessen mit dem Begriff „Mutation“, unsicher und ein wenig stauend über die fremde Welt und die Begriffe, die sie hier zu übersetzen hat. (Auf Russisch heißt es „mutatsiya“, aber sie weiß eigentlich gar nicht genau, was das ist – und ich weiß es auch nur ungefähr, eine Veränderung eben.)

„Sehen Sie, dort bei den Schuttbergen haben große Hallen gestanden, und große Fässer haben dort gelegen, hunderte oder vielleicht tausende, teils richtige Tanks, von einer Spezialfirma bewacht. Vor ein paar Jahren, vor sieben oder acht, kamen Lastwagen und Bulldozer, haben das Gebäude eingerissen und die Fässer abtransportiert. Aber der Inhalt? Vielleicht haben sie ihn einfach ausgegossen und versickern lassen.“ Orlov erklärt das alles im milden Tonfall eines depressiven oder alkoholabhängigen Mannes.

Als ich wieder nach meiner Kamera greife, schwant mir, dass ich das alles vielleicht gar nicht fotografieren darf. „Ja gut,“ sagt Orlov, „es gibt sicher ein paar Leute, denen das nicht gefällt. Aber es gibt auch Reformer, neue Leute in der Regierung, auch in der Regionalverwaltung und in der Stadt. Und natürlich hat die Stadt ein paar Bodenproben verlangt, schließlich sollen hier Leute wohnen und Kinder spielen.“ „Gut“, haben die Oligarchen gesagt: „Hier sind die Gutachten: Alles längst erledigt, alles völlig harmlos.“

Orlovs zittrige Hand ist etwas ruhiger geworden, während er jetzt auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen kommt, denn die Gutachten, die

von den Oligarchen vorgelegt wurden, müsste man beurteilen können. Entsprechen sie internationalen Standards? Also zum Beispiel: Welche Proben müssen in solchen Fällen entnommen werden? Auf welche Substanzen muss getestet werden? Mit welchen Verfahren? Welchen Grenzwerten? Da wären wir für ein paar Informationen unserer deutschen Kollegen sehr dankbar. Nur ein kleiner Erfahrungsaustausch, das muss doch möglich sein.

Inzwischen sind am Rande des Geländes auf einer Bahnstrecke zwei Lokomotiven aufgetaucht und hinter ihnen im Schrittempo eine endlose Reihe von Güterwaggons – ein nicht enden wollendes Klappern und Rattern. Ich mache ein Foto. Dann auch noch ein Foto von den Krähen, die über dem Gelände kreisen. Ich versuche sie ins Objektiv zu bekommen, möglichst im Anflug auf eine dieser Birken. Da sitzen sie dann mit großem Geschrei auf diesen kahlen Winterbäumen.

Dilja hat unterdessen das Gespräch mit Orlov übernommen. Leichtfüßig steht sie neben diesem müden Mann und wippt ein wenig in den Knien, wahrscheinlich weil ihr kalt ist. Eine jugendliche Figur in Jeans und dunkler Jacke. Ihr Gesicht ist jetzt frei, dabei gar nicht mehr staunend, sondern eher konzentriert. Jetzt ist sie ganz und gar mit allen Sinnen wach und beginnt zu gestikulieren; es sind strenge und knappe Handbewegungen, die sich auf den ganzen Körper übertragen.

Dann, nach einem Moment, wendet sie sich wieder an mich und sagt, es gäbe da ein Problem, das ich kennen müsse: Sie habe Orlov vorgeschlagen, wenn es Dokumente irgendwelcher Bodenproben gibt, dann könne er mir doch ein paar Kopien mitgeben oder direkt an westliche Kollegen schicken, die könnten das ja dann beurteilen. Das Problem aber sei, dass er, Orlov, diese Dokumente eigentlich gar nicht kennen darf. Wenn er sie nun weitergäbe, wäre das womöglich Geheimnisverrat, vielleicht Spionage. Wo fängt das an?

„Huuuh“, sage ich und beginne mich zu fragen, ob Orlovs Darstellung wahr ist oder wenigstens wahrscheinlich. Und wenn sie wahr ist oder wahrscheinlich, wo bin ich dann hineingeraten? – „Gut, dass du nachgefragt hast, ich habe an so was gar nicht gedacht.“

Darauf Dilja mit einer Bemerkung, die auch von Olga hätte stammen können: „Du musst eben ein bisschen vorsichtiger sein.“ (Jetzt ist auch sie ins „Du“ gerutscht).

Wir sind schon ein Stück zum Wagen zurückgegangen, als mir einfällt, Dilja könnte mich von jetzt an jedes Mal begleiten, sie macht das ziemlich gut, redet mit den Leuten, und ich halte mich im Hintergrund. Sie erfährt mehr als ich. Wenn ich mit den Leuten rede, ist es immer so offiziell, und ich weiß auch gar nicht, was ich fragen soll. Aber ihr erzählt man mehr und sie ahnt die Probleme. Ich könnte Olga darum bitten, dass Dilja in Zukunft für mich übersetzt bei irgendwelchen Besuchen oder Besichtigungen. Aber Dilja findet, zuerst seien die anderen Studentinnen an der Reihe, die sollen ja auch ein bisschen Sprachpraxis haben. „Außerdem ist es besser, wenn du nicht darüber redest. Man wird das ganz falsch verstehen.“

An den Lehrstuhl zurückgekommen, fragt Olga nach meinen Eindrücken, unterbricht mich dann aber schnell mit der Bemerkung, sie habe mich ja gewarnt: Von solchen Dingen solle ich besser die Finger lassen.

„Ja, wahrscheinlich hast du recht.“

–

Dienstag, 24.11. Mit der Dozentin Natalja bin ich auf dem Weg zum Markt. Wir kommen wieder an ein paar Straßenverkäuferinnen vorbei, vermummten Frauen, die sich an die Hauswände drücken. Auch ein alter Mann steht dort; auf einem Mauervorsprung liegen ein Wecker, ein abgewetztes Messer, ein Kofferradio und verschiedener Alltagskram. Wo auch immer er das herhaben mag, für ein paar Rubel ist es zu haben. Und was verkaufen die Frauen dort drüben? Wollsocken, Briefumschläge, Wäscheklammern, Dosenöffner, Tauchsieder. Manche verkaufen wohl auch ihre persönlichen Schätze: Silberbesteck und Porzellan. Wieviel sie heute schon verkauft haben, lasse ich fragen, aber die Frauen und dann auch Natalja lachen nur.

Im Weitergehen dann die nächste Frage: Wer kauft denn so etwas? Wenn ich zum Beispiel einen Tauchsieder brauchte, wüsste ich ja gar nicht, dass ich hier einen finden kann. – Darauf Natalja, das funktioniere auch etwas anders: Wenn man dringend etwas braucht, geht man ins Geschäft. Aber wenn man ein paar Rubel hat und weiß, dass sie morgen weniger wert sind als heute, dann geht man mit offenen Augen durch die Stadt, ob man vielleicht etwas sieht, was man brauchen kann, solange es so billig ist wie hier bei den Omas („Babuschkas“).